

# Das kunstpädagogische Zentrum

Eine Zwischenbilanz am Schuljahresende 1981

Das Schuljahresende und seine gerade fertiggestellte Statistik – heuer waren es 2.465 Veranstaltungen mit 56.915 Schülern – gibt Anlaß zur Besinnung auf Aufgaben und Ziele dieser Institution und ihrer Perspektiven.

Das KpZ „soll die Kenntnis der Kunst und Kultur von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart erweitern und vertiefen. Zu diesem Zweck soll die Bildungsarbeit der Schulen und anderer Institutionen in Unterricht, Führungen und anderen Veranstaltungen unter Verwendung der Sammlungen und Ausstellungen unterstützt und gefördert werden.“ So lautet der am 26. März 1968 zwischen der Stadt Nürnberg und dem Germanischen Nationalmuseum geschlossene Vertrag über die Einrichtung eines „Kunstpädagogischen Zentrums“ (KpZ).

Damals gab es noch keine erprobte Disziplin „Museumspädagogik“. Es gab nur eine diffuse Vorstellung darüber, was sie zu leisten habe. In dieser Gründung schlug sich die damals verbreitete Unzufriedenheit mit dem Museum nieder: geringes öffentliches Interesse, niedrige Besucherzahlen, „Schwellenängste“, die alle nicht bildungsbürgerlichen Schichten von einem Besuch der Museen abhielten. Dies alles drückte sich in der politischen Forderung nach der „gesellschaftlichen Relevanz“ auch kultureller Einrichtungen aus. Vor diesem Hintergrund sind die verschiedenen museumspädagogischen Experimente auch in anderen Städten wie Berlin, Köln, Frankfurt, München, Karlsruhe usw. zu sehen.

Die Aufgabenstellung des KpZ wurde von vornherein darauf beschränkt, Schülern sämtlicher Schularten das Kulturgeschichts- und das Kunstmuseum als „Lernort“ zu erschließen. Die späten 60er Jahre waren der Zeitpunkt, an dem auch die Schule insgesamt und besonders die geschichts- und gesellschaftsbezogenen Fächer eine Krise in ihrem Selbstverständnis durchmachten. So stellte sich für die Museumspädagogik die Aufgabe, zwischen den Forderungen des Museums mit seinem wissenschaftlichen Kategoriengefüge und der Pädagogik bzw. den betreffenden Fachdidaktiken einen „dritten Weg“ zu entwickeln, der sich mit den Forderungen der Schüler als Zielgruppe und dem besonderen

Lernort in Einklang bringen ließ. Die politische Richtung dieses neuen Bildungsauftrags der Museen in der demokratischen Gesellschaft läßt sich mit den Worten von Alt-Bundespräsident Walter Scheel anläßlich eines Schülerwettbewerbs zur Geschichte im September 1978 verdeutlichen, daß nämlich den Menschen erfahrbar gemacht werden soll, daß ihre persönliche Umgebung, ihre Lebenswelt ein Ergebnis der Geschichte ist, und sie lernen sollen, „daß Veränderung und Veränderbarkeit gesellschaftlicher Zustände von vielen Bedingungen abhängig ist, daß sie dazu aufgerufen sind, an Veränderungen der Gesellschaft mitzuwirken“.

Das Museum wurde im Rahmen dieser Bildungsarbeit als Erfahrungs- und Lernort begriffen, an dem ausgewählte Aspekte von vergangenerm Leben dokumentiert sind. Hier soll Schülern die Möglichkeit geboten werden, an den Beständen des Museums Aufschlüsse darüber zu erhalten, unter welchen geistigen und materiellen Bedingungen und in welchen Formen Menschen früher zusammengelebt haben, welche Wertvorstellungen die Handlungen der Menschen bestimmten und wie weit sie bis heute nachwirken.

Das Hauptproblem dieser Vermittlungsarbeit stellte die bisher für Schüler (und auch das allgemeine Publikum) didaktisch unzureichende Darstellung von Kunst und Geschichte im Museum dar, die durch verstärkte pädagogische Bemühungen aufgefangen werden sollte. Diese Bemühungen führten in der Tat von 1970 bis 1980 fast zu einer Verdoppelung der Schülerzahl (von 33.300 auf 54.600), wobei sich seit 1972 das Verhältnis von Gymnasiasten (65%) zu Grund-, Haupt- und Berufsschülern (35%) bis heute, im Jahr 1981, genau umgekehrt hat; die Zahl der Berufsschüler insbesondere nimmt ständig zu.

Der wichtigste methodische Ansatz der museumspädagogischen Arbeit war die personale Vermittlung durch eigene Museumspädagogen, die den Unterricht im Beisein des Lehrers im Museum übernehmen. Nur sie gewährleisten optimales Eingehen auf die Interessen, Vorkenntnisse und die Rezeptionsfähigkeit der Schüler. Zur Unterstützung der personalen Vermittlung, vor allem zur Förderung der

Eigenaktivität der Schüler, werden bewährte pädagogische Methoden und Medien eingesetzt: entdeckendes Lernen und selbständige Kleingruppenarbeit, grafisches Gestalten und Drucken, Aktionen und Rollenspiel, jeweils gestützt durch historische Objekte, Fotografien, Video, Tonbandinterviews usw.

Einer Unterrichtseinheit liegt jeweils ein lehrplanorientiertes, in sich geschlossenes Thema zugrunde („Wohnen auf dem Lande“, „Rittertum“, „Der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit“), das in den Räumen des KpZ und im Museum erarbeitet wird. In enger Kooperation mit der Schule werden Unterrichtsreihen und Unterrichtsprojekte durchgeführt, die auf mehrere Veranstaltungen angelegt fächerübergreifend zu einem bestimmten Themenkomplex im Museum Arbeitsmöglichkeiten eröffnen, die in der Schule nicht vorhanden sind („Vorgeschichte im Museum“). Zur Erprobung neuer Möglichkeiten der Erschließung und Präsentation von historischen Themen werden didaktische Ausstellungen konzipiert, um Erkenntnisse hieraus auch auf die Arbeit im Museum anzuwenden (die bisher vor 100.000 Besuchern in verschiedenen Städten gezeigte Ausstellung „Das Porträt – Vom Kaiserbild zum Wahlplakat“ oder die neu konzipierte Ausstellung „Die Erfindung der Jugend – Ein Kapitel aus der Geschichte des Bürgertums“).

Auch wenn die in der museumspädagogischen Arbeit erprobten und eingesetzten Methoden bisher nicht empirisch quantifiziert wurden, haben sich in der Praxis durchaus bewährt. Die Museumspädagogik darf auch in der Zukunft nicht dahingehend mißverstanden werden, daß sie Patentrezepte für jeden Bedarf bereitzustellen, alle aufkommenden Probleme instrumentierbar und operationalisierbar zu machen hat, sondern sie soll mitwirken am Aufbau eines „lebendigen Museums“, das auf viele Fragen und Ansprüche flexibel zu reagieren in der Lage ist. Aufgabe der nächsten Entwicklungsstufe der Museumspädagogik wird es sein, die didaktische Komponente des Museums selbst zu aktivieren und diese gemeinsam mit der Museumspädagogik zum Konzept eines „publikumsbezogenen Museums“ zu verdichten.

Horst Henschel